

Buchbesprechung



Fabienne Uji-Hofer:

*Taiwans Rezeption der deutschen Bildungspolitik
in der Frühphase der japanischen Kolonialherrschaft
(1895–1914)*

*Zur Bedeutung des „deutschen Modells“ in Preußens
Ostprovinzen und in Elsass-Lothringen*

Nomos, Baden-Baden, 1. Auflage 2024, 243 Seiten,
59 Euro

Das Werk ist Teil der Reihe *Japan in Ostasien | Japan in East Asia*

Die Taiwaner mögen kein Land so sehr wie Japan, das belegen Umfragen immer wieder. Gewiss, Japan hat in Taiwan eine moderne Infrastruktur aufgebaut; dazu ein Gesundheitswesen. Dennoch mag diese Sympathie erstaunen, denn von 1895 bis 1945 war Japan Taiwans Kolonialmacht.

Die Kuomintang dagegen, die Partei der chinesischen Nationalisten unter Chiang Kai-shek, die nach ihrer Niederlage im Bürgerkrieg 1949, nur vier Jahre nach dem Abzug der Japaner, vom Festland nach Taiwan geflohen war, errichtete hier eine Militärdiktatur. Sie kolonisierte Taiwan gleichsam ein zweites Mal. Chiang hatte sich mit zwei Millionen Getreuen, Soldaten, Offizieren, Beamten und Zivilisten nach Taiwan abgesetzt. Vorübergehend, wie er glaubte. Er verhängte das Kriegsrecht über die Insel, das über seinen Tod (1975) hinaus bis 1987 in Kraft blieb. Wer schon zuvor hier gelebt hatte, ethnisch Chinese oder nicht, galt als Bürger zweiter Klasse. Kritiker des Regimes wurden verfolgt und verfemt.

Der Kontrast zwischen der japanischen Kolonialherrschaft und Chiangs Diktatur kann die Japan-Sympathien der Taiwaner freilich nicht zur Genüge erklären. Sie sitzen tiefer.

Nach einer langen, selbstgewählten relativen Isolation erneuerte Japan sich in der Meiji-Zeit (1868–1912) rasant. Die Meiji-Regierung bemühte sich, die Dinge „richtig“ zu machen. Dazu studierte sie, wie „die Andern“ es machen, also der Westen. 1871 schickte Tokyo die sogenannte Iwakura-Mission mit hundert hohen Beamten, Diplomaten, Wissenschaftlern und Studenten anderthalb Jahre um die Welt. Sie sollten Modelle finden, nach denen Japan sich militärisch, politisch und wirtschaftlich modernisieren könnte. Große Aufmerksamkeit galt dem Bildungswesen. Vom Deutschen Kaiserreich über-

nahm Japan zunächst viel Know-how über Militär und Medizin, später auch Muster des Rechtssystems und der Schulpolitik. Die Iwakura-Mission war freilich nur die aufwändigeste vieler solcher amtlicher Studienreisen.

1895 beendete der Vertrag von Shimonoseki den ersten Sino-Japanischen Krieg. Als Verlierer musste Peking die Insel Formosa, wie Taiwan auch genannt wurde, an Tokyo abtreten. Die lokale chinesische Provinzregierung in Taipeh hatte Formosa am 23. Mai 1895 eilends noch zur unabhängigen Republik erklärt, um die Annexion durch Japan abzuwenden. Ohne Erfolg.

Damit hatte Tokyo plötzlich eine Kolonie, die sich freilich gegen Japans Herrschaft wehrte. Der Meiji-Regierung stellten sich damit neue Fragen: Wie regiert man eine Kolonie, wie machen es die anderen? Dazu schickte das japanische Generalgouvernement in Taipeh Inspektionsbeamte los, vor allem auch ins Deutsche Kaiserreich. Hier sollten sie herausfinden, wie man Schulen in einer anderssprachigen Kolonie organisiert. Die Beamten reisten ins mehrsprachige Ostpreußen (Polnisch, Litauisch, Kaschubisch), wo sich die Menschen gegen die Germanisierung wehrten, und nach Elsass-Lothringen. Später auch ins „Pachtgebiet Kiautschou“, die deutsche Kolonie auf der chinesischen Halbinsel Shandong.

Fabienne Uji-Hofer, eine in Osaka lebende Schweizer Japanologin und Sinologin, hat diesen noch kaum erforschten *transnationalen* Transfer von Bildungspolitik aufgearbeitet. Für ihre Dissertation *Taiwans Rezeption der deutschen Bildungspolitik in der Frühphase der japanischen Kolonialherrschaft (1895–1914)* hat sie die Anträge japanischer Beamter aufgestöbert, die im Deutschen Kaiserreich Schulen inspizieren wollten. Sie hat ihre Biografien skizziert und ihre Expertenberichte analysiert. Und weil heutige Leser mit der damaligen preußischen Schulpolitik in den nicht deutschsprachigen neuen Randgebieten kaum vertraut sein dürften, widmet sie dem Schulwesen der beiden Regionen je ein Kapitel.

Mit den Teilungen Polens und den deutschen Einigungskriegen wurde das Deutsche Reich zum multiethnischen Staat. In den neuen Randprovinzen lebten Minderheiten, deren Sprache und Kultur Berlin als „minderwertig und fremd“ stigmatisierte. Solche ans Stammland angrenzende Regionen nannte man bald „innere Kolonien“. Und weil sie nicht in Übersee lagen, sprach man auch von „Kolonialismus ohne Kolonien“. Letzteres ist euphemistisch, denn angrenzende Gebiete können so aggressiv kolonisiert werden wie jene in Übersee. Das wichtigste Beispiel dafür war die Sowjetunion.

Das Ziel jeder Kolonialisierung war (und ist) es, wirtschaftlich möglichst viel Profit aus der Kolonie zu pressen. Aus Sicht der Kolonialmächte brauchen die Menschen in den Kolonien keine Bildung, sie mussten bloß lernen – Lesen, Schreiben, Rechnen –, was sie als Arbeiter für die Kolonialwirtschaft brauchten, als Lohnbauern zum Beispiel. Mehr nicht.

Die großen Kolonialmächte folgten unterschiedlichen Prinzipien. Die Briten setzten auf „Laissez-faire“. Sie überließen die Schulen lokalen Initiativen oder christlichen Missionen. Frankreich dagegen pochte auf Französisch als Unterrichtssprache und auf die französische Kultur. Die Menschen in den Kolonien sollten allmählich zu Franzosen (zweiter Klasse) werden. Diese Sprachpolitik wird „zentripetal“ genannt: „Ethnisch und linguistisch ‚fremde‘ Individuen sollten in einer Nationalität vereint und dadurch an den Staatskörper gebunden werden“, so Uji-Hofer. Eine solche Assimulationspolitik wurde durch die Ansiedlung von Kolonisten zusätzlich gefördert: In die anderssprachigen Randregionen siedelte Berlin Deutschsprachige um, und entsprechend Tokyo gebürtige Japaner nach Taiwan.

In Preußens Ostprovinzen erreichte Berlin mit seiner Assimilationspolitik jedoch das Gegenteil: Anstelle einer zunehmenden Loyalität gegenüber dem deutschen Kaiser und Staat stärkte die repressive Germanisierung die polnische Identität, zudem provozierte sie Widerstand – Schulstreiks etwa. Diese Sprachpolitik sei gescheitert, befanden Japans Inspektionsbeamte. Ambivalenter urteilten sie das behutsamere Vorgehen in Elsass-Lothringen. Allerdings bleibt unklar, ob sie verstanden, dass das Elsass schon vor der deutschen Besetzung 1871 zur Zweisprachigkeit neigte. Der Elsässer Dialekt ist ein mit französischen Lehnwörtern gespicktes Alemannisch.

Obwohl Taiwan und ab 1905 auch Korea de facto Übersee-Kolonien waren, behandelte Tokyo sie als „benachbarte Gebiete“, so wie das Deutsche Reich seine Randgebiete. Legitimiert wurde das mit der gemeinsamen Schrift: Auch Koreanisch wurde damals noch meist mit Kanji geschrieben.

Eine Sonderstellung im Netz deutscher Kolonien genoss das von der Marine verwaltete „Pachtgebiet Kiautschou“ auf der Halbinsel Shandong im chinesischen Meer. Hier baute die deutschen Kolonialverwaltung sogar eine Universität, die einzige in einer deutschen Kolonie. Kiautschou sollte eine *Musterkolonie* werden, ein *Laboratorium der Moderne*. Das inspizierten Japans Kolonialbeamte im Hinblick auf Taiwan ebenfalls.

Die Anfänge der japanischen Kolonialherrschaft über Taiwan und Korea fallen mit der Hoch-Zeit des *Panasiatismus* zusammen, jener ursprünglich idealistischen Bewegung, die sich gegen die Dominanz des Westens sperre: Asien den Asiaten! In den 1930er Jahren wurde der Panasiatismus dann von der Expansionspolitik des japanischen Militarismus vereinnahmt.

Der Panasiatismus ist nicht Uji-Hofers Thema. Doch in einige Passagen der Inspektionsberichte, die sie rezipiert und zitiert, kann man durchaus Idealismus der Japaner hineinlesen. Als hätten die Inspektionsbeamten es nicht nur „richtig machen“ wollen, sondern sogar besser als das „deutsche Modell“; mit mehr Fairness den Kolonisierten gegenüber.

Uji-Hofer hat dieses vielschichtige und oft uneindeutige „deutsche Modell“ mit ihrem Buch am Beispiel der Bildungspolitik aufgefächert.

In ähnlicher Weise könnte man das Rechtswesen, die Bodenpolitik, die Stadtplanung, die Verwaltung und Landvermessung gerade in Kiautschou untersuchen. Japans Kolonialverwaltungen haben auch diese Bereiche als Referenzen benutzt.

Fabienne Uji-Hofer hat deutsche, französische, japanische Quellen und solche in Mandarin zusammengetragen. Sie hat das „deutsche Modell“, wie sie sagt, in seine „Bestandteile zerlegt und hernach wieder synthetisiert“. Das tat sie mit Geschick und großem Fleiß. Wenn ihre Synthese zuweilen zu komplex scheint, liegt das weniger an ihr als am „deutschen Modell“, das ein Strauß variabler Methoden und Anschauungen war. Als Leser wünschte man ihrem Buch einen ähnlich fleißigen Lektor, der die Autorin dabei unterstützt hätte, die Materialfülle noch etwas besser zu organisieren. Und die Sprache etwas zu glätten. Vor allem hätte ein Lektor merken sollen, dass eine Schule den Lateinunterricht zwar um 15 Wochenstunden kürzen und die Zahl der Deutschstunden auf 26 pro Woche erhöhen könnte. Aber die zugehörige Tabelle, die sich auf ein Preußisches Ministerium stützt, mutet damaligen Gymnasiasten mehr als 240 Wochenstunden zu: Auch in Preußen hatte die Woche nur 168 Stunden.

Das soll den Wert von Fabienne Uji-Hofers Buch nicht schmälern. Mit ihrer Aufarbeitung des schul- und sprachpolitischen Methodentransfers für Anderssprachige zwischen dem deutschen und dem japanischen Kaiserreich um 1900 beleuchtet sie einen bisher kaum beachteten Bereich der *transnationalen* Kolonialgeschichte. Sie zeigt schön, wie zielgerichtet sich die japanischen Inspektionsbeamten auf die mehrsprachig heiklen Gebiete und die Musterkolonie Kiautschou beschränkten. Die dänischsprachige Minderheit in Schleswig interessierte sie nicht. Damit trägt Uji-Hofer wesentliche Aspekte zur Geschichtsschreibung der deutsch-japanischen Beziehungen vor dem Ersten Weltkrieg bei.

Christoph Neidhart (geb. 1954) war bis Herbst 2019 Tokyo-Korrespondent der Süddeutschen Zeitung. Zuvor berichtete er aus Moskau, Osteuropa und Skandinavien und war vier Jahre „visiting scholar“ an der Harvard University; 2022 dann ein halbes Jahr an der New York University. Neidhart hat mehrere Bücher geschrieben, unter anderem Die Kinder des Konfuzius, Was Ostasien so erfolgreich macht (Herder, 2007). Er arbeitet zur Zeit an einem Buch über Ino Tadataka, Japans erstem wissenschaftlichen Kartografen.